

Friedhofreform, eine kulturelle Forderung

Autor(en): **Trüdinger, P.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **St. Galler Jahresmappe**

Band (Jahr): **37 (1934)**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-948385>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Abb. 1. Eine „Rumpelkammer aller Geschmacksverirrungen“.

Friedhofreform, eine kulturelle Forderung.

Von Stadtbaumeister P. Trüdinger.

Wer von uns hat sich nicht schon leise betroffen gefühlt, wenn er in den Ferien oder auf der Wanderfahrt einen jener köstlichen alten, mauerumfriedeten Dorffriedhöfe mit schlichten Holzkreuzen oder jenen naiv verschnörkelten schmiedeeisernen Kreuzen sah, betroffen beim Gedanken: wieviel schöner wäre es, hier später ruhen zu dürfen, als in unserem marmorblickenden städtischen Grabsteinmeer? Den Namen Friedhof verdienen unsere heutigen trostlosen Grabmalhaufen eigentlich nicht, darüber wollen wir uns klar sein. Denn kann es etwas Unfriedlicheres geben als diesen erbitterten Kleinkrieg zwischen weißen, glänzend-schwarzen, blauen, roten, grünen Steinen, zwischen Kreuzen, Stehplatten, Liegeplatten, Marteln, Findlingen und Monumenten nach letzter asymmetrisch-dynamischer Mode? (Abb. 1.) Wahrhaftig, wir haben uns weit entfernt vom ursprünglichen Sinn des Friedhofes als einer Stätte der wehevollen Ruhe.

Schwenkel leitet sein sehr zeitgemäßes Friedhofpflgebuch mit den trefflichen Worten ein: „Die Entartung des Handwerks in den letzten 50 Jahren und die Seelenlosigkeit der Massenerzeugnisse, die Anbetung städtischer Zivilisation, das Absterben der guten Ueberlieferung und der naiven Ehrfurchtigkeit, die allgemeine Haltlosigkeit in künstlerischen Dingen, die Ueberschätzung des Unechten und die Anklammerung an den Schein, schließlich religiöse Zweifel und Unglaube, das alles hat unsere Friedhöfe weithin zu Rumpelkammern aller Geschmacksverirrungen von beklagenswerter Häßlichkeit, mindestens aber zu seelenlosen Begräbnisplätzen gemacht, worin jeder Tote seine Schublade erhält.“ Wenn wir uns

den Blick schärfen wollen, was heute nicht tut, so fragen wir uns am besten, worin eigentlich das Geheimnis dieser alten Friedhöfe liegt, das uns so unmittelbar anzieht. Vor allem ist es das eine: die Aehnlichkeit der Grabmäler. Ob nun in ländlichen Friedhöfen sich Holzkreuz an Holzkreuz reiht, oder die zierlich geschmiedeten Eisenkreuze einem zarten, lockeren Gewebe gleich sich über den Boden breiten, ob in alten städtischen Friedhöfen ganze Grabfelder mit ähnlichen Sarkophagformen oder andere mit Liegeplatten überdeckt sind, immer ist es das rhythmische Gleichmaß des Grabmals, das als Symbol unserer Gleichheit vor dem Tode unmittelbar zu Herzen geht. Besonders eindrucksvoll spricht diese ernste Sprache der Friedhof der Herrnhuter Brüdergemeinde (Abb. 2). Hier ging man so weit, dass jeder Tote dieselbe Grabplatte erhielt. Dies war natürlich nur möglich innerhalb einer festgefügtten Glaubensgemeinschaft, die den Brudergeist aufs Lebendigste pflegte. Den Gegnern der heutigen Friedhofbestrebungen muß dieses Beispiel ein Dorn im Auge sein, denn das Schlagwort „Kasernierung“, mit dem sie so gerne die Bestrebungen brandmarken, ver-

fängt hier nicht. Wirkt dieser Friedhof etwa kasernenmäßig? Nein, er wirkt nur befreiend groß. Die Einfachheit der Grabplatten lenkt die Aufmerksamkeit auf das Ganze, auf den Raum des Grabfeldes. Ist hier nicht eine Gestaltung sichtbar, die der Größe des Todes angemessener ist als das Jahrmarktgeschrei unserer heutigen „Friedhöfe“?

Andere Beispiele alter Friedhöfe zeigen uns, daß der uniforme Grabstein nicht unbedingte Voraussetzung für eine große Wirkung zu sein braucht. Die wenigen Friedhöfe aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, die bis auf unsere Tage erhalten blieben, zeigen große Mannigfaltigkeit in den Grabmalformen und sind trotzdem gewachsene Einheit. Weshalb? Weil die Grabmäler aus einem und demselben Material gemacht sind und weil Rasen, Efeu, Immergrün einen einzigen großen, grünen Teppich über die Gräber gebreitet haben.

Hier gilt es einen Augenblick zu verweilen. Unsere Vorfahren hatten glücklicherweise nicht die Möglichkeit, das Stein-



Abb. 2. Friedhof der Herrnhuter Brüdergemeinde.

material für den Grabstein aus Rumänien, Schweden oder Italien per Eisenbahn etc. verfrachten zu lassen, sie kannten nichts anderes als den guten, bewährten, heimischen Stein. Meist war es in unserer Gegend Sandstein. Diese Sandsteine sind weder dunkel noch hell und fügen sich mit ihrem grünlichen, bläulichen oder rötlichen Grau vorzüglich in das Pflanzengrün ein. Mit den Jahren bekommen sie eine natürliche Patina, die den Zusammenklang mit dem Grün der Pflanzen noch weicher macht. Diese Patina ist unbegreiflicherweise der Schrecken weiter Kreise. Der Stein sieht, wenn er ihr verfällt „nichts mehr gleich“. Auch wird immer wieder beanstandet, daß der Sandstein nicht dauerhaft genug sei! Es ist ein Stück modernen Heidentums, das sich in dieser Einstellung offenbart! Müssen wir uns denn an das Denkmal klammern? Ist für den Christen, der die Verheißung bekommen hat „der Tod ist verschlungen in den Sieg“, das Erdendenkmal nicht von recht relativer Bedeutung? Und dann, sogar nur von rein menschlichen Anstand aus gesehen: sind wir so bedeutend, daß noch 50 oder 100 Jahre nach unserem Tode ein unversehrt, glatter Syenitblock von uns Kunde geben muss? Sollten wir nicht das Hinübertagen in spätere Generationen den wenigen wirklich bedeutenden Leuten, die sich um das Gemeinwohl hervorragend verdient gemacht haben, überlassen und uns damit begnügen, daß der Grabstein ungefähr in demselben Maße verwittert wie unsere Gebeine vermodern?

Wir wiederholen uns: Einheit des Grabmaltyps, des Materials und der Bepflanzung geben dem alten Friedhof seine schlichte Würde und innerliche Größe.

Und der heutige moderne Friedhof? Das genaue Gegenteil all dieser Merkmale ist für ihn charakteristisch. Sehen wir näher zu! Die verschiedenen Grundformen des steinernen Grabmals: Kreuz, stehende Grabplatte (Stele), Liegeplatte sind bunt durcheinander gewürfelt. Bei den Materialien herrscht das reine Chaos. Stein, Holz und Metall stehen unmittelbar beieinander. Unter den Steinen allein ist so ziemlich alles vertreten, was Europa hervorbringt, vom tiefsten Schwarz über alle Farbtöne bis zum cremefarbenen Marmorstein. Dazu kommen innerhalb der einzelnen Grabsteine noch Kombinationen. Der



Abb. 3. Grabfeld eines modernen Waldfriedhofes.

Sockel ist aus anderem Material wie der Grabstein, oder galvanisierte Metallreliefs werden aufgesetzt. Es wäre vieles besser, wenn wenigstens die Steine so bearbeitet würden wie sie in bruchrauhem, natürlichem Zustand aussehen. Statt dessen werden die Granite und die mit ihnen verwandten Syenite geschliffen ja sogar poliert. Der natürliche, rauhe Charakter dieser Steine wird dadurch ins salonhafte, „geschliffene“ verfälscht, es kommt dazu, daß die Farben der Steine und damit die Kontraste verstärkt werden. Es ist keine Frage, daß glänzende Steine schlecht zur Erde und zu den Pflanzen des Friedhofes stehen. Politur gehört ins Innere eines Hauses, aber nicht ins Freie. Die wenigsten Leute wissen übrigens, daß schon nach einigen Jahren die Politur nachläßt und daß der Stein dann „blind“ wird und viel schlechter aussieht, als wenn er von Anfang an rauh behandelt worden wäre.

Wir sehen: eines der größten Uebel des heutigen Friedhofes ist die wahllose Verwendung verschiedenster Materialien und die künstliche Verstärkung der Kontrastwirkungen durch Schleifen und Polieren der Materialien.

Und wie steht es mit der Bepflanzung? Genau dasselbe Bild.

Größte Unruhe, denn jedes Grab soll selbstverständlich auch auf diesem Gebiet das Nachbargrab übertreffen. Einfache, althergebrachte Pflanzen wie Efeu, Immergrün, Schlingrosen sind meist verpönt, statt dessen müssen Begonien oder andere süßlich wirkende Blumen herhalten, möglichst vielfarbig natürlich und in einer Anordnung, die an Tortenarrangements erinnert.

Was tun? Seit einigen Jahren sind in verschiedenen unserer Städte Friedhof-Reformbestrebungen im Gange. Sie haben sich meist darin erschöpft, daß man Höhe, Stockwerkzahl und Straßenabstand von Gebäuden festlegt, für die Grabsteine Höhe und Breite bestimmte. Damit wurde wenigstens dem größten Uebel, dem des gegenseitigen Sichübertrumpfen in Größe und Monumentalität der Grabmäler Einhalt geboten. Die Verschiedenheit der Formen, die bei dem unmittelbaren Nebeneinander der Reihengräber störend ins Auge fällt, war damit natürlich noch



Abb. 4. Alte Steinkreuze auf einem Kölner Friedhof.

nicht aufgehoben. Man versuchte sie dadurch zu mildern, daß man die Grabfelder in einzelne kleinere, heckenumsäumte Räume unterteilte und womöglich alle Grabsteine so stellte, daß sie eine Hecke als Rückwand hatten. Dieser erste Schritt zur Friedhofreform war notwendig, aber es gilt zu betonen, daß es eben nur ein erster Schritt ist. Das Ziel muß sein eine Friedhofgestaltung, die eine würdige Antwort auf unser gemeinsames Todesschicksal ist. Das Gräberfeld als räumliches Symbol unserer Gleichheit vor dem Tode, sei es nun

in architektonisch strenger (Abb. 2) oder in landschaftlich freigebundener Form (Abb. 3) gilt es wieder zu schaffen. Voraussetzung dafür sind räumliche Gliederung der verschiedenen Grabmalformkategorien (Liegeplatten, Stelen, Kreuze) und räumliche Gliederung der Materialien (Stein, Holz, Metall), bei den Steinen außerdem noch Beschränkung auf weniger kontrastierende Materialien mittlerer Farbtönung. Die letztere Forderung könnten wir in der Praxis sehr leicht durchführen, wenn wir uns dazu entschließen, ausschließlich nur einheimische Steine zu verwenden. Es ist klar, daß Steine, die unserer heimischen Wald- und Bergregion entstammen, sich ganz natürlich und harmonisch in unsere Friedhöfe einfügen, man denke nur z. B. an den Rorschacher, Staader oder St. Margrether Sandstein oder an den prächtigen grünlichen Andeergranit. Die Angst vor der Patina, die dem Sandstein gegenüber immer wieder geltend gemacht wird, ist — man muß es einmal beim Namen nennen — spießbürgerlich. Jene Steine, die mit hohen Bahnfrachten aus Skandinavien, Rumänien, Italien zu uns kommen, um hier in geschliffener Eleganz aufzutrupfen, sie gehören nicht in unsere Region. Unter einem andern Himmel stehen sie fremd. Wer italienische Friedhöfe kennt, wird bestätigen, daß Bardiglio (ein bläulich seifiger Marmor) und Carraramarmor unter der blendenden Lichtfülle des südlichen Himmels am braun gebrannten Berghang sehr gut sich in die Landschaft einfügen. Bei uns im dunkleren Lande, wo Grün in allen Schattierungen vorwiegt, „frieren“ sie und fallen sie aus der Umgebung heraus.

Noch ein Wort zur Frage der Grabmäler und ihrer Herstellung. Gegen Vereinfachungsbestrebungen, die das Jahrmarktgeschrei unserer Friedhöfe abdämpfen wollen, wird von bestimmter



Abb. 5. Grabstele mit Relief „Der gute Hirte“.

Seite immer wieder Sturm gelaufen mit dem Hinweis, das Bildhauergewerbe werde dadurch geschädigt. Es muß gleich gesagt werden: die Lautesten in diesem Kampfe sind merkwürdigerweise (oder selbstverständlicherweise?) immer die, deren Phantasie nicht dazu ausreicht, mit einfachen Mitteln Gutes zu schaffen. Als Beispiel für einen Stein von einfachster Grundform (klares Rechteck), der trotzdem nicht phantasielos ist, diene Abb. 5. Mit diesem Beispiel soll nur angedeutet sein, welche Fülle von Möglichkeiten da ist für die Behandlung

einer einfachen rechteckigen Stele. Freilich die Möglichkeit plastischer Gestaltung wird in den meisten Fällen aus finanziellen Gründen nicht da sein. An ihre Stelle kann aber der Schmuck einer gut verteilten Schrift und event. plastischer oder gravierter Reliefschmuck treten. Die Wenigsten wissen, was sich mit guter Schrift erreichen lässt. Man sehe sich daraufhin die Schrift auf den Steinkreuzen der Abb. 4 an. Die Schrift ist nicht langweiligtrocken, wie das heutzutage so beliebt ist, in die Mitte der Steine gesetzt, sondern sie ist über die ganze Fläche gleichmäßig verteilt, wirkt also direkt als Materialbelebung. Damit ist angedeutet, daß der Grabstein mit einfachster Grundform Behandlungsmöglichkeiten in Hülle und Fülle bietet. Er stellt allerdings das Können des Bildhauers auf eine weitschwierigere Probe als es der Grabstein mit unkontrollierbaren Stilreminiszenzen tut. Denn es ist klar, je einfacher die Grundform, desto wichtiger sind Feinheiten wie maßstäblich richtiges, materialgerechtes Relief, gute Verteilung von Schrift auf der Fläche, dem Material richtig angepaßter Schriftcharakter, gut abgewogene Buchstabendimensionen in Höhe, Breite und Dicke usw. Und so kann denn abschließend gesagt werden, radikale Friedhofreform braucht nicht erkauft zu sein durch

seelenlose Typisierung. Sie wird im Gegenteil die Anforderungen an das Handwerk erhöhen. Der individuellen Freiheit kann innerhalb der Grenzen, die durch den Blick auf das Ganze geboten ist, größter Spielraum gelassen werden.

Halten wir uns vor Augen, daß wir mit unseren Friedhöfen Zeugnis über den inneren Wert unserer Menschengemeinschaft ablegen. Jeder kann an seinem Platze mithelfen, daß wir wieder Friedhöfe erhalten, die ihren Namen verdienen.

FRITZ REHMER †.

Im Januar letzten Jahres verstarb Fritz Rehmer in St. Gallen in seinem 45. Lebensjahre. Nach einer Jugend voll Entbehrungen trat er in das Gewerbemuseum ein, wo er unter der großen Schülerzahl wohl der Originellste war. Schon in seinen frühesten Arbeiten hatte er seinen persönlichen Stil gefunden, der dann mit all seinen Vorzügen und Mängeln sich eigentlich nie verändern sollte.

Nach dieser Schule war er jahrelang in Stickereigeschäften als Entwerfer tätig; dann brach der Krieg aus. Auch Rehmer, dessen „Heimat“ doch St. Gallen war, rückte, als damals noch Reichsdeutscher, ein und machte den Krieg mit, bis er gegen Ende desselben in englische Gefangenschaft geriet. Rehmers Fleiß ruhte auch in diesen Zeiten nie. Illustrierte Tagebücher, die in ihrem einfachen Stil, in dem sie geschrieben sind, erschütternd wirken, zeugen davon.

Nach St. Gallen heimgekehrt, wurde es ihm als „Ausländer“ verunmöglicht, wieder seinen Beruf als Stickereizeichner auszuüben; so sattelte er um, machte eine Lehre als Graveur durch, und ließ sich dann in St. Gallen, wo er an der Rosenbergstraße seine Werkstatt eröffnete, nieder.

Nach einer kurzen Reihe von Jahren machte dann eine plötzlich auftretende Krankheit diesem arbeitsreichen Leben zu früh ein Ende. Sein Nachlaß besteht in einer Unmenge von Skizzenbüchern und Blättern: Landschaften aus St. Gallen und Umgebung, heraldische Studien, figürliche Sachen voll Phantasie. Wie in früheren Jahren, so geben wir in dieser Mappe auch eine Zeichnung, die den Charakter des Rehmerschen Stiffes erkennen läßt.

Wer Fritz Rehmer kannte und besonders, wem es gelang, diesem zurückhaltenden, eigenartigen Menschen Freund zu werden, wird ihn nicht vergessen.

Th. G.



Herbstblumen

Vierfarbendruck nach einem Aquarell von Rösli Müller-Billwiler